



Ihr erster Roman.

Aus dem Tagebuche eines Badfisches.

Von Hans Warnow.

(Nachdruck verboten.)

Stromrande, 15. Juli 18. .

Losgelöst von dem erhebenden Umgange mit meiner Busenfreundin Käthe Diebrichs, weile ich nun schon seit einer Woche in dem Ostseebade Stromrande und langweile mich hier fürchterlich, was — wie unser Hausarzt, der Sanitätsrat Pfeiffer, behauptet — für die Nerven außerordentlich wohlthuend sein soll. Aber was kümmert mich der Ausspruch eines alten, unverbesserlichen Junggesellen, der für die idealen Regungen und poetischen Gedanken einer noch nicht von der Prosa des Lebens angekränkelten Mädchenseele nicht das geringste Verständnis besitzt. Ueberdies bin ich, trotzdem ich mir die umfassende Bildung einer höheren Tochter angeeignet habe, durchaus nicht nervös. Wie wäre es mir auch wohl sonst möglich geworden, meine teuren Eltern davon zu überzeugen, daß meine Erziehung für die Gesellschaft vollendet und daher mein ferneres Bleiben in dem Pensionate der verwitweten Frau Doktor Blumenfeld überflüssig sei. Und doch kann ich nur mit einer gewissen Nüchternheit an jene schöne Zeit zurückdenken, wo die Frau Doktor Blumenfeld, welche wir wegen ihres überschulanten Wuchses nur die Hopfenstange nannten, sich redlich mit ihren Böglingen abquälte, und wir ihr zum Danke hierfür das Leben durch allerlei kleine Bosheiten zu versüßen suchten. . . . Tempi passati! Vergangene Zeiten! Sie liegen hinter mir, und vor meinem Auge breitet sich die Zukunft aus. Was birgt sie für mich in ihrem dunklen Schoße? Ich weiß es nicht und will darüber auch keine tief sinnigen Betrachtungen anstellen, denn von vielem Nachdenken wird man häßlich. . . Du lieber Himmel! wenn ich bedenke, welche Kämpfe und wie viel Tränen es mich gekostet hat, entgegen den Einwendungen Pappas und Mamas, meine Entlassung aus dem Pensionate durchzusetzen, — dann, ja, dann komme ich mir selbst, trotz meiner 16½ Jahre, schon recht erhaben vor. Um so mehr muß es mich daher tranken, daß man mich noch immer als unmündiges Wesen behandelt. Papa nennt mich auch jetzt noch sein großes Kind, obgleich ich doch schon seit 1¼ Jahr lange Kleider trage. Mama glaubt ein verdienstliches Werk zu tun, wenn sie mir auch hier in Stromrande einen Privatkursus in der Anstandslehre gibt. Sie findet an meinem Gange, meinen Manieren, meiner Haltung bei Tische stets etwas auszusetzen und hofmeißelt mit großem, einer besseren Sache würdigerem Eifer an mir herum. Und nun gar meine Schwester Anna! Früher, als sie noch nicht Braut war und ihren Lebenszweck in dem Besuche der Bälle, des Theaters und der Konzerte fand, nahm sie nur in den Ferien, wenn ich aus dem Pensionate zum Besuche nach Hause kam, von meinem Dasein hin und wieder flüchtig Notiz. Seitdem sie sich aber mit Dr. Arthur Schumann — einem jungen Arzte, den ich unaussprechlich finde und zu dessen Patientinnen ich nie gehören werde — verlobt hat, scheint sie das lebhafteste Bedürfnis zu empfinden, mich zu einem ebenso vollkommenen Wesen, als sie selbst ist, umzuwandeln. Ich sehe natürlich ihren darauf abzielenden

Bemühungen einen lebhaften Widerstand entgegen und kann auch mit einer gewissen Genugtuung konstatieren, daß Annas Erziehungsergebnisse bis jetzt bei mir gleich Null gewesen sind und sich niemals über diesen Thermometerstand erheben werden. Hoffentlich sieht meine Schwester, welche ja nur drei Jahre älter als ich ist, dies selbst ein und wendet ihre liebevolle Aufmerksamkeit unserem teuren Bruder Emil zu, um an diesem ihr unfehlbares pädagogisches Talent zu erproben. Sie würde sich dadurch um uns alle ein großes Verdienst erwerben, denn der Junge steckt voller Unarten und ist, — wie Mama sagt, wenn sie sich gebildet ausdrücken will — das enfant terrible unserer Familie.

Unser Leben in Stromrande fließt sehr ruhig dahin. Keine Aufregungen, keine interessanten Ereignisse und pikanten Zwischenfälle, selbst nicht einmal eine Verlobung ist bisher hier zustande gekommen. Die Badegesellschaft setzt sich nach dem Ausspruche Pappas aus äußerst soliden Elementen zusammen. Extravagante Erscheinungen fehlen ganz, ebenso wenig begegnet man auffallenden Toiletten, weder auf der Promenade, noch an der Table d'hôte, und den meisten älteren Badegästen liest man ihre Rechtschaffenheit schon auf zehn Schritte Entfernung vom Gesichte ab. Dazu kommt noch, daß in Stromrande ein wirklich schrecklicher Mangel an jungen Herren herrscht, so daß die Tanzabende, welche allwöchentlich einmal im Kurhause stattfinden, sich durch die größte Langeweile auszeichnen. Stromrande ist, mit einem Worte gesagt, außerordentlich harmlos. Papa und Mama haben wir deshalb auch die größte Bewegungsfreiheit gestattet, die ich selbstverständlich nach Kräften ausnütze. Anna suchte freilich anfangs auch hierüber die schändlichen Fittiche der älteren Schwester auszubreiten; sie wollte mir auf meinen Spaziergängen durch die schönen Anlagen, von denen Stromrande an der Landseite umgeben wird, ihre schätzenswerte Gesellschaft aufdrängen und meinen Verkehr mit mehreren jungen Mädchen, die gleich mir erst vor kurzem aus der Aufsicht einer engherzigen Institutsvorsteherin entlassen sind, kontrollieren. Doch die Attentate auf meine Selbständigkeit sind selbst dem guten Papa, bei dem ich mich beschwerte, zu arg geworden, und er hat Anna einen Verweis erteilt. Seitdem sucht sie mir nun auf andere Weise ihre Ueberlegenheit im Verkehr mit Menschen zu beweisen. So klüßerte sie mir noch gestern an der Table d'hôte, als der Nachtiß herumgereicht wurde, zu, ich möge nicht einen so auffälligen Appetit nach Vanilleeis entwickeln. Selbstverständlich beantwortete ich diese Ermahnung damit, daß ich mir eine zweite, nicht zu kleine Portion meiner Lieblingsspeise nahm. Anna wurde hierüber vor Zorn ganz rot im Gesichte und warf mir einen vernichtenden Blick zu. Auch Mama, auf die meine ältere Schwester leider einen großen Einfluß ausübt, hatte für mich ein mißbilligendes Kopfschütteln, während Emil, der hoffnungsvolle jüngste Sprößling unserer interessanten Familie, mir mit neidischem Grinsen auf den Teller sah, als ich mit bewundernswertem Gleichmut meine Portion Vanilleeis verzehrte und dabei überlegte, ob ich nicht der zweiten Auflage eine dritte folgen lassen sollte. Es kam aber nicht dazu, weil die Tafel aufgehoben wurde.

Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus! Mit Vorliebe pflegte meine frühere Geschichtslehrerin, das an der Grenze des Mittelalters stehende Fräulein Amalie Kiebusch, diesen unergründlich tief sinnigen Ausspruch zu tun, wenn sie ihren unaufmerksamen Schülerinnen eine langstielige und mit vielen Zahlen verbrämte Begebenheit aus der Geschichte vortrug. Aber nicht nur im Leben der Völker, auch im Dasein einzelner Menschen vollziehen sich bedeutende Tatsachen nicht ohne gewisse Vorzeichen, und bei Betrachtung dieser Erscheinung, die uns einen tiefen Blick in die geheimnisvolle Werkstatt des menschlichen Geistes tun läßt, zieht ein banges Ahnen durch unsere Seele... Uff! Der Satz wäre glücklich zu Ende gebracht. Freilich verstehe ich das, was ich soeben geschrieben habe, selbst dann nicht, wenn ich es auch noch so aufmerksam durchlese, aber das geniert keinen großen Geist; es klingt so gelehrt, nun, ein bißchen gelehrter Unsinn macht sich in dem Tagebuche eines jungen Mädchens, das die höhere Mädchenschule besucht hat, immer recht nett. Doch genug hiervon! Das Ereignis, welches in die Debe des Stromrander Babelbens etwas Abwechslung brachte und für mich vielleicht von epochenmachender Wirkung sein wird, trat am letzten Sonnabend Nachmittag in die Erscheinung. Mama hielt gerade ihren kleinen Voraussageschlummer, während Anna und ich in der Veranda vor unserer Wohnung saßen und uns die Zeit mit Handarbeiten vertrieben. Ringsum herrschte tiefe Ruhe, und von fern her klangen die Töne der Musik aus dem Garten des Kurhauses zu uns herüber und mischten sich in das Rauschen des Meeres, das im hellen Sonnenglanze sich vor unseren Augen ausbreitete. Anna war heute ausnahmsweise nett zu mir. Sie hatte kurz vor Tisch von ihrem Bräutigam einen Brief erhalten, in welchem dieser ihr mitteilte, daß er von der Aufsichtsbehörde des Krankenhauses, bei welchem er als erster Assistenzarzt tätig ist, sich einen vierzehntägigen Urlaub erwirkt habe, den er in Stromranda verleben wolle. Anna befand sich infolge dieser Nachricht in rosigter Stimmung, sie plauderte mit mir über die nahe bevorstehende Ankunft ihres Schatzes, und da Anna wirklich reizend sein kann, wenn sie nur will, so gab auch ich mich von der liebenswürdiger Seite, und kein Witzwort störte unsere Unterhaltung. Aber leider scheint es in den Sternen geschrieben zu stehen, daß die Streitart zwischen uns Schwestern nicht lange vergraben bleiben kann. Nachdem Anna das Lob ihres Schatzes in allen Tonarten gesungen hatte, fragte sie mich lachend, ob ich mir nicht auch bald einen so vortrefflichen Bräutigam anschaffen wolle.

Ich wurde darüber verstimmt, weil ich recht gut wußte, daß ihre Frage nur ein übermütiger Scherz sein sollte.

„Nun,“ fuhr meine Schwester fort, als ich noch immer schwieg und sah mich mit ihren dunkelblauen Augen prüfend an. „Du läßt meine Frage unbeantwortet... Effe! Effe!“ sie drohte lachend mit dem Finger. „Dein Vernehmen kommt mir sehr verdächtig vor. Du wirst Dein kleines Herz doch nicht schon an Deinen Tischnachbar bei der Table d'hôte, den Primaner Hans Seubertlich, verloren haben?“

Ich bin gewiß keine boshaftige Natur, sondern verfüge vielmehr — wie mir Frau Doktor Blumenfeld in der deutschen Aufsichtsstunde oft feuchend versichert hat, über einen ansehnlichen Fond von Pölgma, aber die spitzfindige Bemerkung Annas brachte doch mein Blut in Wallung.

„O, ich merkte wohl ihre Absicht, sie wollte mir unter dem Deckmantel eines harmlosen Scherzes wieder einmal zu Gemüt führen, daß ich, wie in allen anderen Dingen, so auch in Herzensangelegenheiten, noch unnützlich sei. Daher ihr Hinweis auf Hans Seubertlich, diesen unreifen Schuljüngling, der die schönste Aussicht hat, durch das Abiturientenexamen zu fallen und welcher mir eifrig die Cour schneidet, obgleich ich ihn mit aller mir zu Gebote stehenden Kälte behandle.“

„Nach' keine schlechten Witze, Anna,“ rief ich darum erregt. „Im übrigen wird und muß es Dir genügen, wenn ich Dir erkläre, daß ich mich niemals verheiraten werde.“

„Und darf man die Gründe Deiner Abneigung gegen das stärkere Geschlecht erfahren, Prinzessin Kieselherz,“ spottete Anna weiter.

„Weil mir das Schreiben von Liebesbriefen ein Gräuel ist und ich mein ganzes Taschengeld nicht zum Frankieren dieser Briefe verwenden möchte, scheint es doch fast, als ob ein Brautpaar ohne eine lebhaftere Korrespondenz nicht leben könne,“ fügte ich spottend hinzu und gab damit meiner Schwester den mir vorhin erteilten Stieb zurück, denn sie gehört zu den treuesten Kunden der Post, und es vergeht

selten ein Tag, an welchem Anna und ihr Bräutigam sich nicht schreiben. Bei einem so regen Briefwechsel muß ja die Post reich werden.

Ueber diezüge meiner Schwester war bei meiner letzten Äußerung ein Schatten geflogen; sie hatte jedenfalls eine heftige Entgegnung auf den Lippen, mußte aber dieselbe für sich behalten, da es an der Tür der Veranda pochte und auf mein laut gerufenes „Herein!“ unsere Hauswirtin, die würdige Gattin des Fischers Peter Klasen, in die Veranda trat. Frau Klasen führt, wie ich gleich am Tage unserer Ankunft in Stromranda mit sicherem Scharfblick erlaunt habe, das Regiment in der Ehe, sie besitzt einen sehr scharf ausgeprägten Erwerbs Sinn und betrachtet die Fremden als einen Schwamm, den man bis zum letzten Tropfen auspressen muß. In ihrem Hause ist während der Saison jeder Winkel bis zum Dache hinauf an Badegäste vermietet, sie selbst und ihr Mann haufen dann auf dem Hofe in einem Raume, über dessen ursprüngliche Bedeutung ich mir bisher noch nicht klar geworden bin, der aber einer Höhle sehr gleich sieht. Damit dürfte der Beweis erbracht sein, daß es auch in der Gegenwart noch Höhlenbewohner in Deutschland gibt.

Frau Klasen war, als sie durch ihr Erscheinen unser Gespräch störte, augenscheinlich guter Laune. Ihr rundes Gesicht strahlte förmlich vor Vergnügen, als sie sich auf den ihr von Anna angebotenen Stuhl niederließ und uns mitteilte, daß sie soeben das letzte bis jetzt noch leerstehende Logis an einen Badegast vermietet habe.

„Und nun raten Sie 'mal, Fräulein,“ fügte sie, sich am mich wendend, hinzu, „wen Sie als Flurnachbarn bekommen werden?“

„Das kann ich unmöglich wissen, Frau Klasen,“ antwortete ich lachend. „Hoffentlich keine alte Jungfer oder keinen griechgrämigen Junggesellen.“

„Darüber können Sie sich beruhigen, Fräuleinchen,“ meinte unsere biedere Hauswirtin mit listigem Augenblinzeln. „Der neue Mieter ist ein schöner junger Mann, der noch keinen Verlobungsring am Finger trägt und von sehr vornehmer Herkunft sein muß.“

„Woraus schließen Sie das?“ mischte Anna sich in das Gespräch.

„Weil er mit mir über den Preis der Wohnung gar nicht gehandelt und die Miete schon für die ganze Saison im voraus bezahlt hat,“ entgegnete die Gefragte mit vielem Selbstgefühl.

Das war allerdings der Frau Klasen, die den Wert des Menschen nur nach dem eillen Mammon beurteilt, ein sehr beweiskräftiges Zeugnis für die hervorragende gesellschaftliche Stellung ihres neuen Hausgenossen. In welchem unvoreteilhaften Lichte mußte ihr dann aber Papa erschienen sein, da er mit Frau Klasen über den Mietpreis unserer Wohnung erst handelsmäßig geworden war, nachdem sie ihre unverschämte hohe Forderung ermäßigt hatte.

Auch Anna schien zu derselben Schlussfolgerung wie ich gelangt zu sein; sie warf Frau Klasen einen recht unfreundlichen Blick zu, der diese über die Kränkung genügend aufklärte, welche sie soeben den Töchtern eines königlichen Domänenpächters, welcher sich ins Privatleben zurückgezogen, und wegen seiner Verdienste um die Landwirtschaft von dem Landesherrn den Titel eines Dekonomierat erhalten hat, zugesagt hatte. Es entstand eine längere peinliche Pause, die von mir mit der Frage: „Wie heißt denn der neue Mieter?“ unterbrochen wurde.

Die Fischerfrau zuckte verlegen die Achseln. „Ja, wenn ich das nur erst selbst wüßte,“ sagte sie ziemlich kleinlaut.

„Vielleicht ist es ein Prinz, der im strengsten Inognito nach dem stillen Stromranda gekommen ist und hier seine von den Strapazen der Wintersaison angegriffenen Nerven kräftigen will,“ spottete Anna.

„Oder es ist ein berühmter Dichter, der am Strande der Ostsee mit den Meereswellen Zwiegespräche zu halten gedenkt,“ sekundierte ich meiner Schwester.

Frau Klasen verstand unsere Anzüglichkeiten offenbar nicht. Sie schüttelte einige Male gravitatisch ihr Haupt und holte dann aus der Tasche des Kleides eine elegante Visitenkarte hervor, die sie Anna mit den Worten hinreichte:

„Die hat der neue Mieter mir zurückgelassen, damit ich ihn auf dem Badebureau anmelden soll. Aber ich kann die fremdländischen Namen auf den Karten nicht lesen und möchte daher die jungen Damen bitten, mir die Inschrift zu verdeutschen.“

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Was ist Leben? Fohler Schaum,
Ein Gedicht, ein Schatten kaum!
Wenig kann das Glück uns geben;
Denn ein Traum ist alles Leben,
Und die Träume selbst sind Traum.
(Calderon, „Das Leben ein Traum.“)

Die Verschwörung.

Historische Novelle von Paul Junz.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Der Kavaliere und der alte Haubegen schlossen sich jedesmal in dem Zimmer des Hausherrn einige Stunden lang ein und hielten geheime Zwiegespräche miteinander. Erst gegen Mitternacht verließen die seltsamen Gäste das Haus wieder, um bald darauf in der Dunkelheit zu verschwinden.

Raoul hatte die unbestimmte Empfindung, daß sich hier ein wichtiges Geheimnis verbarg, dessen Entschleierung vielleicht Bedeutung für ihn gewinnen konnte. Aber wie sollte er zum Ziele gelangen, angesichts der großen Vorsichtsmäßigkeiten, welche die Männer jedesmal trafen? Schon mehrfach hatte er versucht, ihre Gespräche zu belauschen, es war ihm aber unmöglich, in die Nähe des verschwiegene Gemaches zu gelangen.

In dieser Verlegenheit kam ihm Gott Amor zu Hilfe. Der alte Blamländer hatte eine Tochter, ein hübsches, coquettes Mädchen, welches ihm täglich das Mittagsmahl auf seinem Zimmer servierte, und das schon mehrfach versucht hatte, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Bisher hatte er sich, da sich seine Gedanken nur mit seiner treuen Angela beschäftigten, diesen Versuchen gegenüber ablehnend verhalten; nunmehr aber änderte er seine Taktik, machte dem Mädchen den Hof und erklärte ihr schließlich seine Liebe.

Die etwas beschränkte Ninette traute seinen Schwüren und ließ sich arglos von Raoul ausforschen. So erfuhr dieser, daß ihr Vater, der in seinem Heimatlande den Ruf eines großen Gelehrten genoß, nicht gerade zu dem Zweck nach Paris gekommen war, um eine Fremdenpension zu errichten, sondern daß ihn ganz andere Dinge beschäftigten. Worin diese bestanden, das konnte ihm Ninette nicht sagen, da ihr Vater völliges Stillschweigen darüber beobachtete. Dagegen wußte sie ihm zu erzählen, daß der alte Herr ein ehemaliger Offizier, Namens Vertréaumont, der schöne Kavaliere aber ein Chevalier von Rohan, sei.

Raoul erinnerte sich, als er den Namen hörte, daß ein Mitglied dieser Familie, die Herzogin von Chevreuse, in der Jugend des Königs die Geliebte des Frondeursstandes gewesen war, und dieser Umstand erweckte den Verdacht in ihm, daß es sich hier vielleicht um eine neue Verschwörung gegen den König handle. Er mußte sich hierüber Gewißheit verschaffen, und unter allen Umständen versuchen, die geheimnisvollen Gäste bei ihren Gesprächen zu belauschen.

Es bedurfte seiner ganzen Ueberredungskunst, um Ninette zu bewegen, ihm dazu Gelegenheit zu verschaffen, denn das Mädchen hatte große Angst vor dem Zorn ihres Vaters, der trotz seiner siebenzig Jahre noch das Feuer eines Jünglings besaß. Nur durch das Versprechen, bei dem Vater um ihre Hand anhalten zu wollen (er entschuldigte diese Handlungsweise mit dem Sage Polyas: „Der Zweck heiligt die Mittel“), erreichte es Raoul, daß sie ihn einige Abende heimlich in eine kleine Kammer einließ, die an das Arbeitszimmer des Gelehrten grenzte.

Daß er hier vernahm, ließ seine schlimmsten Ahnungen zur Gewißheit werden. Es handelte sich tatsächlich um eine Verschwörung, wie sie kühner und gefährlicher nicht gedacht werden konnte. Der Plan, dessen Urheber der alte Holländer war, ging dahin, König Ludwig vom Throne zu stoßen und Frankreich zur Republik zu machen!

Raoul beabsichtigte im ersten Schreck, der Regierung sofort Mitteilung hiervon zu machen, doch sagte er sich

bei späterer Ueberlegung, daß es vorteilhafter für ihn sein dürfte, erst noch nähere Einzelheiten auszuforschen. Auch dies gelang ihm mit Hilfe des verliebten Mädchens, und so hatte er schließlich — nach Ueberwindung außerordentlicher Schwierigkeiten — noch folgendes festgestellt:

In einer Schneidwerkstatt in Brüssel wurde Tag und Nacht an Uniformstücken für eine Kompagnie falscher Gardisten gearbeitet, die den König in seinem Versailler Schlosse überfallen, gefangen nehmen und nötigenfalls ermorden sollten. Der Dauphin sollte auf einer Volksjagd in der Normandie mit Hilfe der dort verschworenen Adligen geraubt und außer Landes gebracht werden, um ihn als Geisel bis zur weiteren Regelung der Dinge in Haft zu behalten.

Der ganze verwegene Plan war im Einverständnis mit der holländischen Regierung und der spanischen Statthalterei in Brüssel entworfen. Diese sollte Geld und Soldaten hergeben, während die Holländer die Hafenstadt Quillebeuf an der Mündung der Seine überrumpeln sollten.

Wie Raoul weiter aus aufgefundenen Briefen und zerrißenen Konzepten feststellte, war der Chevalier von Rohan von dem schlaun Holländer dazu ausersehen, sich an die Spitze der verräterischen Bewegung zu stellen. Der Chevalier war gern darauf eingegangen, da er bei dem König in Ungnade gefallen war und die Herrschaft in der Bretagne als Belohnung erhalten sollte.

Aus verschiedenen Anzeichen ersah Raoul, daß die Verschwörung zum Ausbruche reif war; es galt also, schnell zu handeln, wenn er den ungeheuerlichen Plan verhindern sollte. Als geeignetes Mittel dazu erschien ihm die schleunige Benachrichtigung Anceaux, der, dank seiner Vertrauensstellung bei Hofe, am leichtesten die Wege zu finden wußte, um den Verrätern in den Arm zu fallen.

Raoul war überglücklich! Neben der Gewißheit, seinem Könige einen unschätzbaren Dienst zu leisten, und der Hoffnung, dafür reichlich belohnt zu werden, erfüllte ihn der Gedanke mit hoher Freude, daß nun auch Anceau seinen Widerstand aufgeben und ihm Angela's Hand nicht länger verweigern würde.

Als er zu später Abendstunde im Hause des Cabinetts-Sekretärs Einlaß begehrte, mußte er freilich zunächst lange parlamentieren, ehe ihn Anceau vorließ. Dieser wollte sich eben zur Ruhe begeben und war daher doppelt ärgerlich über Raouls Besuch. Kalt und förmlich empfing er den Offizier. Als dieser aber von seiner furchtbaren Entdeckung berichtete und Anceau die ganze Tragweite derselben begriff, da verwandelte sich seine Gleichgültigkeit in die gespannteste Aufmerksamkeit, und seine Abneigung gegen den Offizier wich der ungekünstelten Bewunderung.

Eifrig berieten nun beide Männer die zu unternehmenden Schritte.

„Heute ist es leider schon zu spät,“ sagte Anceau, „aber morgen mit dem frühesten führe ich Sie, Herr von Nojelle, zu dem Marquis von Louvois, dem Staatssekretär des Kriegsdepartements. Er ist der richtige Mann dazu, die ruchlosen Verschwörer gegen die geheiligte Person Seiner Majestät unseres allernächsten Königs unschädlich zu machen. Sie sind natürlich mein Gast, ich lasse Sie nicht wieder in die Verbrechershöhle zurück.“

„Nicht doch, Herr Anceau,“ wehrte der Offizier bescheiden ab.

„Nein, nein, Herr von Nojelle, Ihr Leben gehört jetzt dem Staate, um dessen Sicherheit Sie sich ein unschätzbliches Verdienst erworben haben. Wie leicht könnte Sie der Dolch eines Meuchelmörders treffen! Sie bleiben so lange unter meinem Dache, bis keine Gefahr mehr vorhanden ist!“

Nojelle nahm das unerwartete Anerbieten um so freudiger an, als er inzwischen erfahren hatte, daß Angela aus dem Kloster wieder in das Vaterhaus zurückgekehrt war. Welch ein beseligendes Gefühl, unter demselben Dache mit dem geliebten Mädchen weilen zu können, nachdem er monatelang von ihr getrennt gewesen war. Wie drängte es ihn, zu ihr zu eilen und sie in seine Arme zu schließen! Allein die Klugheit gebot ihm, seine Sehnsucht zunächst noch

zu zügeln und das Wohltun des Vaters nicht gleich wieder zu verscherzen. Es mußte sich ja in den nächsten Tagen Gelegenheit bieten, Angela zu sehen und zu sprechen.

Als er sich in dem ihm angewiesenen Zimmer zur Ruhe begab, konnte er sobald den Schlaf nicht finden. Die Ereignisse des Tages, die bevorstehende Audienz bei dem Minister beschäftigten seinen aufgeregten Geist noch lange, allmählich aber machte doch die Natur ihre Rechte geltend, und er entschlummerte, eingewiegt durch Träume künftigen Glückes.

Am nächsten Morgen — es war am 31. August 1674 — erschienen Anceau und Rozelle im Hotel des Ministers, Marquis von Louvois, und suchten eine Audienz bei ihm nach. Schon nach einer Stunde eilte Louvois zum König, ein Kabinettsrat wurde abgehalten und gleich darauf empfing der Gardemajor Graf Brissou den Befehl, sich bereit zu halten, um einige wichtige Verhaftungen vorzunehmen. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß Rozelles Enthüllungen einen Tag später durch eine von London eingelaufene Staatsdepeche bestätigt wurden!

Still und geräuschlos schritten die Beamten des Königs zur Verhaftung der Verschwörer. Als der Chevalier von Rohan am 11. September in Versailles der Messe des Königs beigewohnt hatte und eben die Kapelle verlassen wollte, umringten ihn mehrere als Postkavaliere verkleidete Soldaten unter Anführung des Majors Brissou, der ihn für verhaftet erklärte und in einem geschlossenen Wagen in die Bastille brachte.

Der Holländer van den Enden war glücklich nach Brüssel gekommen, wo er seine Tochter bei Verwandten untergebracht hatte, dann aber unvorsichtigerweise wieder nach Paris zurückgekehrt. Kurz vor den Toren der Stadt wurde er in einem Gasthose verhaftet, in dem er in einer Verkleidung abgestiegen war.

Der dritte der Verschwörer, Latréaumont, sollte in Rouen verhaftet werden, wohin er sich begeben hatte, um den Handschrei gegen den Dauphin vorzubereiten. Man überraschte ihn gleichfalls in einer Herberge; doch als die Gäscher Hand an ihn legen wollten, griff er nach einer Pistole und feuerte auf sie, worauf ihm die Soldaten einige Kugel in den Leib jagten. Sterbend wurde er in den Justizpalast gebracht, wo man ihm ein Geständnis abzapressen suchte. Latréaumont aber war nicht dazu zu bewegen, er verhöhnnte die Richter und riß in einem unbewachten Augenblick den Verband von seinen Wunden. Gleich darauf starb er an Verblutung und nahm sein Geheimnis mit in das Grab.

Schon am 26. September begann der Prozeß gegen den Chevalier von Rohan, den alten van den Enden, und ihre Mitverschworenen, den Chevalier von Préau und eine Frau von Villars. Alle vier wurden zum Tode verurteilt und am 24. Oktober auf dem Bastilleplatz öffentlich hingerichtet. Sämtliche Verurteilten gingen heldenmütig in den Tod, und damit war das an aufregenden Momenten reiche Drama abgeschlossen, das unter dem Namen „das Rohan'sche Komplott“ in das Buch der Geschichte eingetragen ist. Rozelles Schicksal hatte, wie er es geträumt, eine entscheidende und für ihn im höchsten Grade glückliche Wendung genommen. Das große Verdienst, das er sich um den König und sein Haus erworben hatte, brachte ihm hohe Ehren ein. Der König ernannte ihn in den schmeichelhaftesten Ausdrücken zum Kommandeur seiner Leibwache, womit ein hohes Einkommen verbunden war. Den Gipfel seines Glückes bildete für ihn jedoch die endliche Vereinigung mit seiner treuen Angela, in welche Anceau natürlich jetzt mit Freuden einwilligte. Auch Madame Ehlvestre hatte nichts mehr dagegen einzuwenden. Bei der Hochzeit, die sehr glänzend gefeiert wurde, gab der König seinem Lebensretter noch einen besonderen Gnadenbeweis, indem er dem jungen Paare ein prächtig ausmöbliertes kleines Hotel zum Geschenk machte. — — —

Gedankensplitter eines lachenden Philosophen.

Die Neugier ist immer tätig, wachsam und energisch. Es ist deshalb unbegreiflich, wie man von „müßiger“ Neugier sprechen kann.

Wie überrascht würden wir sein, wenn wir uns selbst so sehen könnten, wie uns die andern sehen; aber wie überrascht würden erst die andern sein, wenn sie uns so sehen könnten, wie wir selbst uns sehen.

In der Bibel steht zwar nicht ausdrücklich geschrieben, daß ein Mann nicht zwei Frauen haben darf; aber die Bibel sagt: „Niemand kann zweien Herren dienen.“



König „Lustig“ im Arrest. Bekannt ist die Strenge, mit welcher der gewaltige Napoleon Bonaparte seine Brüder, die er zu Königen gemacht, behandelte, sobald sie es wagten, den Befehlen ihres Herrn und Meisters nicht blindlings zu gehorchen. Vor allem war in dieser Hinsicht hervorragend, folglich sehr schlecht angeschrieben, der berühmt-berüchtigte: „Morgen wieder lustig!“, d. h., der stets lebenslustige König Jerome von Westfalen, weshalb kein Schreibebrief seines kaiserlichen Bruders, keine Depeche nach Kassel, seiner lustigen Residenz, gelangte, ohne irgend einen lästigen „Rüssel“ zu überbringen.

Eines schönen Tages zeigte Jerome seinem Bibliothekar, dem geistvollen Schriftsteller Pigault Lebrun, eine solche Depeche, die ihn besonders stark abkanzete, und dieser gab ihm den mehr wohlgemeinten als guten Rat, sich doch nicht wie ein Kind behandeln und kommandieren zu lassen, sondern dagegen mit aller Würde eines Herrschers aufzutreten.

„Sehr wohl!“ erwiderte der lustige Jerome. „Wer aber soll den Brief schreiben? — Ich doch nicht etwa! — Entwerfen Sie ihn nur selber!“

Das tat denn der Mann der Feder auch. Doch Bonaparte war nicht so leicht zu täuschen — er kannte seine Pappenheimer. Durch den General Rapp schickte er seine Antwort, die folgendermaßen lautete: „Der König, mein Bruder, hat zwei Tage Arrest in seinem Palast, und der Schreiber des „ungezogenen“ Briefes soll auf zwei Monate auf die Festung geschickt werden.“

Da hatte denn Jeder sein Teil, und mit militärischer Pünktlichkeit vollzog die Strafe sich auch an den beiden Uebeltätern.

Zu wenig Stühle. Auf einem Spazierritt begegnete Friedrich der Große am frühen Morgen in der Nähe von Potsdam einer von Berlin kommenden Equipage, in welcher einer seiner Generale saß, von dem er wußte, daß er viele Schulden hatte. „Mein lieber General,“ redete er ihn an, „wo will Er denn schon so früh hin?“ „Nach Potsdam, Majestät, ich will mich heute mit meinen Gläubigern auseinander sehen!“ „Nun, da hätte Er ruhig in Berlin bleiben sollen, denn in Potsdam findet Er schwerlich so viele Stühle!“

Der Schalk im Auslande.

Der Traumdeuter. Herr Weinheld: „Glauben Sie an Träume, Herr Lackmann?“

Herr Lackmann: „Aber sicher.“

Herr Weinheld: „Was bedeutet das denn, wenn ein verheirateter Mann träumt, er wäre ein Junggeselle?“

Herr Lackmann: „Das bedeutet daß er bei seinem Erwachen einer großen Enttäuschung entgegengeht.“

Chicago Post.

Die scharnige Freundin. Else: „Du hast wohl gestern Abend Herrn Spangler einen Korb gegeben?“

Mara: „Woher weißt Du das denn?“

Else: „Ich vermute nur. Herr Spangler erzählte mir heute morgen, er wäre noch einmal mit einem blauen Auge davon gekommen.“

Charivari.



Nr. 35

Donnerstag, den 1. September 1904.

19. Jahrgang

Nur nach Verdienst.

Als jüngst der Zar bekam einen Sohn,
Da rauchte hernüber vom russischen Thron
Ein Lebensdragen ganz ungewohnt.
Bei Hofe wurde wohl nirgends verkhont.
Ich staune. Noch hab' ich geglaubt bis zur Zeit
Dass man nur dem einen Orden verleiht,
Der sich verdient gemacht durch die That.
Ist's anders denn im russischen Staat?
Wenn endlich doch ein Prinzlein erschien,
Als schon die Hoffnung ich wand langsam dahin,
Ist's ein Verdienst der Andern etwa?
Der Orden gehört Papa und Mama

Wau - Wau.

Wie Amtsrichter zu ihrer Nordlandsreise kamen.

Humoreske von Anna Gabe.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

„Aber in den nun folgenden Wochen schien es auch mir, als ob meine Prophezeiung doch etwas kühn und meine Aktien wieder im Sinken seien. Denn die verfeindeten Mächte hatten zwar scheinbar die Waffen gestreckt, markierten aber statt dessen die tödlichste und absoluteste Gleichgültigkeit. Noch aber gab ich jede Hoffnung auf die Nordlandsreise nicht auf, und versuchte so gut wie möglich, ein bißchen Vorsehung zu spielen. Ich führte die beiden zusammen, wo es nur irgend anging. Ich suchte in raffiniertester Weise auf beiden Seiten glühendste Eifersucht zu wecken, eine freilich ebenso gewagte als durchschlagende Kur; ich lobte den einen oder den anderen, suchte gar nicht vorhandene Tugenden an ihm hervor und fand ihn hinterher zur Abwechslung auch wieder gräßlich, langweilig und so weiter. Und wenigstens mein Fräulein Grete reagierte nach Wunsch. Denn fand ich unseren Doktor hübsch — fand sie ihn häßlich, erklärte ich ihn für ein unhöfliches Ungeheuer, so war er ihrer Ansicht nach doch wenigstens ein Mann! Und langsam, aber sicher, kamen wir auf diese Weise immer etwas weiter.“

Da kam der Zufall, der launige Gesell, der sonst als gar nicht so gefällig gilt, doch meinem redlichen Bemühen zu Hilfe, und zwar, wie ich vermutete, wohl nur in Anbetracht der guten Sache.

In unserer Pension logierte nämlich seit längerem auch ein alter Rentner, ein arroganter, dummbreistler Patron, der für seine Menagerie daheim und seinen Hühnerhof zusammenramschte, was er an passendem Getier nur irgend fassen, d. h. umsonst erfassen konnte, und in dieser zoologischen Sammelwut auch bereits den Kindern unseres Wirtes einen zahmen Raben abgenötigt hatte, an den die Kleinen mit wahrhaft rührender Liebe hingen.

Schon längst hatten wir alle uns über diesen Pensionsgenossen geärgert, und ich freute mich daher nicht schlecht, als Dr. Wesenheim eines Morgens den biden Rentner auf der Veranda mit unschuldigster Miene fragte, ob er für seine Menagerie nicht auch eine Sammlung von Ratten gebrauchen könne; es solle hier in der Nähe welche geben. Und diese Rattenofferte, sie trug nun unserem Doktor, nächst einem wütenden Blick von seiten des Rentiers, den ersten dankbaren und anerkennenden von seiten seiner Grete ein. Ein Blick, so kurz und doch so inhaltsreich, daß er im Handumdrehen uns einige hundert Meter dem Ziele näher brachte.

Doch der famose Menageriedirektor sollte in Sachen Gretens contra Dr. Wesenheim, wie Hans es nennen würde, noch eine weitere Rolle spielen.

Der kleine Sohn unserer Harzer Wäscherin, die unsere Sommerkleider reinigte, hatte nämlich einen reizenden Tadel, auf den die Habichtaugen unseres Tierfreundes es auch seit längerem abgesehen. Solch Händchen, falls es „echt“, kostet, selbst unter Brüdern, doch mindestens schon zwanzig Mark. Aber unser pauperer Rentier nutzte die bittere Armut und die Unkenntnis der Witwe aus und erhandelte, nach langem Feilschen, den kleinen Krummbein schließlich für fünf, fünf ganze Mark!

Und nun der Jammer und der Schmerz des Kleinen, als er von seinem Spielgefährten sich trennen sollte! Laut schluchzend drückte er immer aufs neue das Tierchen wieder an sich, bis schließlich doch auch dem Manne die Sache sich peinlich zu gestalten schien, zumal wir, über die Gartenhecke hinweg, dem Vorgang zugesehen. Und er bedeutete daher der Witwe, die das Kind vergeblich zur Vernunft zu bringen suchte, daß er den Hund nur dann kaufen werde, wenn der Kleine bis zum Abend selber damit einverstanden und ihm das Tier freiwillig nach dem Hotel bringen werde; denn schon in der Frühe des nächsten Tages gedenke er abzureisen.

Und bereits am Nachmittage, als Grete, der Doktor, Hans und ich uns, last not least, der „Nabenvater“, beim Kaffee aufzusammensetzen, erschien denn auch, zur völligen Gewissens-

Zulassung des zukünftigen Besitzers, der kleine, also freiwillig, um seinen Waldmann abzuliefern. Aber die traurige Resignation, als er seine Einwilligung erklärte, und der unbeschreibliche Ausdruck auf seinem verweinten Gesichtchen, als er das Geldstück in Empfang nahm, sie wirkten noch viel tröstlicher, als all der laute Jammer.

„Ich finde es grausam, geradezu grausam, aus schöner Gahgier ein solch armes Kind um seine einzige Freude zu bringen!“ so ließ in ihrer impulsiven Weise sich unsere Grete da vernehmen.

Doch alte Rentner pflegen manchmal schwerhörig zu sein, und der Doktor, der Greten gegenüber saß, erwiderte daher mit unburchdringlichem Gesicht: „Mein gnädiges Fräulein, ich wetten, der Junge hat nach drei Tagen den Hund bereits vergessen! Und bedenken Sie, fünf Mark sind für solche Leute von weit größerem Wert, als irgend so ein Spielzeug!“

Und Grete, blaß bis in die Lippen, griff blühenden Auges den Fehbehandschuh auf: „Wie schade, Herr Doktor, daß Sie nicht im Finanzministerium sitzen! Denn Leute von einer so — praktischen Gesinnung, die könnten dem Staate von Nutzen sein.“

Doch nur eine stumme Verbeugung quittierte über das Kompliment.

Drei Tage darauf schon reiste der Doktor ab, nachdem er in herzlichster Weise von uns und mit kühl höflichen Worten von Greten Abschied genommen.

Nun blieben nur noch anderthalb Wochen, dann mußten auch wir zum Aufbruch rüsten. Und Hans, dem psychologische und so subtile Studien, obschon er Richter ist, doch allem Anschein nach weit weniger sagen, als seiner klugen Elise, der triumphtierte bereits und freute sich schon diebisch auf meinen dreijährigen Hut. Ja, doch! Ich sah's ihm an! Aber — wer zuletzt lacht, lacht am besten!

Denn am Abend vor unserer gemeinsamen Abreise humpelten Grete, die seit einem gewissen Tage auffallend schweigsam geworden war, und ich noch draußen ein bißchen umher und kamen dabei auch an dem Gärtchen unserer Wäscherin vorüber. Der kleine Junge saß auf der Holzbank vor der Tür und neben ihm — wir trauten unseren Augen nicht — scheinbar derselbe Hund, den kürzlich doch der Menageriebesitzer mitgenommen.

Schnell zog Grete mich in den Garten hinein und, auf das Tierchen weisend, fragte ich erstaunt: „Wie kommt der Hund hier wieder her? Ich denke, der Herr, der ihn gekauft, hat ihn mitgenommen?“

Im selben Augenblick aber erschien in der Tür des Häuschens auch die Mutter des Jungen, die unsere Frage wohl gehört, und nun an seiner statt erzählte, daß Tags zuvor ein ungenannt sein wollender Herr aus Frankfurt a. d. Oder den Hund, der ihrem „Waldmann“ freilich zum Verwechseln ähnlich sei, an sie gesandt habe, um ihrem Kleinen den so schmerzlich vermischten Gefährten durch einen anderen wieder zu ersetzen. Und außerdem, fuhr sie fort, habe der freundliche Herr noch fünf Mark beigelegt, als Schmerzensgeld für den ausgestandenen Kummer ihres Kleinen, und ihr geschrieben, sie möge es gut verwenden.

Wir sagten der Frau und ihrem Jungen nun Adieu und gingen dann zusammen heimwärts, in tiefem Schweigen, bis in der dunklen Lindenallee, durch die das silberige Mondlicht fiel, ich plötzlich stehen blieb und leise sagte: „Der Doktor, Grete, nicht wahr, er taugt doch eigentlich nichts?“

Doch Grete, sie antwortete mir nicht. Und zärtlich legte ich meinen Arm um sie, die leise weinend an meiner Seite weiterging.

Dann kam der Abschiedsmorgen, an dem wir zur Erinnerung an die gemeinsam verlebten schönen Tage uns gegenseitig noch ein paar kleine Souvenirs verehrten.

Ich hatte, nach reiflicher Ueberlegung, für meine kleine Nabitte ein zierliches Gretchentäschchen gewählt, und ein Invertiertes und mit dem Namen des Dr. Weseenheim versehenes Blatt hineingelegt, auf das ich, fein säuberlich, die allbekannten Heineschen Verse geschrieben:

„Sie liebten sich beide, doch keiner
Wollt' es dem andern gestehn;
Sie sahen sich an so feindlich,
Und wollten vor Liebe vergehn.
Sie trennten sich endlich und sahn sich
Nur noch zuweilen im Traum;
Sie waren längst gestorben
Und wußten es selber kaum.“

Und darunter: „Eine, die es gut mit Ihnen meint.“

Dann ersuchte ich Grete inständigst und mit der allerunschuldigsten Miene, weil ich — angeblich — die nähere Adresse nicht wüßte, ein darin enthaltenes „Universalsrezept gegen nervöse Ueberreizung“, um das der Herr Oberingenieur — der übrigens gar keine Nerven kannte — mich kurz vor der Abreise mal gebeten, ihm, sobald sie in Frankfurt im Hause ihres Vaters wieder zusammenträfen, mit besten Grüßen von mir und meinem Manne auszuhandigen. Und zwar handle es sich damit, so fügte ich auf ihr verwundertes Gesicht ergänzend noch hinzu, um ein altbewährtes Familienrezept, von dem ich Dr. Weseenheim mal erzählt, und das von meinem Großvater, dem Geheimen Medizinalrat, herstamme und alle modernen Mittel bei weitem übertriffe. Sie, Grete, tue also mir, die ich die Bitte Dr. Weseenheims ganz schändlich wieder vergessen, damit einen wirklichen Gefallen, und auch mein Mann — der in seiner Unschuld selbstverständlich gar keine Ahnung von dem Gewaltakt hatte — würde ihr besonders dankbar dafür sein!

„Silentium, Herr Amtsrichter, ich bitte, mich nicht zu unterbrechen!“ so brachte die kleine Intrigant in jetzt ihren auffahrenden Gemahl zur Ruhe, und fuhr, ganz unbeirrt, dann weiter fort:

„Und zögernd, doch ohne Argwohn, versprach mir schließlich meine Grete, uns die Gefälligkeit zu erweisen. Aber nur, weil eben ich es sei! Im übrigen seien die Nerven dieses Herrn ihr „höchst egal!“ Und mit einem herzlichen „Gott befohlen!“ und alles Gute für die Zukunft wünschend, trennten wir uns, um aus den tannendurchdufteten Harzwäldern zu unseren himmlischen Penaten zurückzulehren.

Nun mußte die Liebe, die allgewaltige, ein übriges tun! Das war mein einziger Trost. Und — sie hat's ja auch getan! Denn, meine verehrten Herrschaften, das Ende von der Geschichte ist Ihnen ja schon bekannt!“ und damit wies die kleine Referentin lachend, triumphierend auf die goldumrandete Verlobungskarte.

„Da möchte ich doch einmal das Wort ergreifen und zu bemerken mir erlauben,“ so ließ nun aber der Herr Amtsrichter sich vernehmen, „daß ich Revision beantrage und in die Kosten der Wette doch nicht so ohne weiteres verurteilt werden kann. Denn es handelt sich, wie Kontrahentin hier selber zugestanden, um eine unlautere Begünstigung und ferner um eine Beeinflussung der freien Willensbestimmung, welche, beide zusammengefaßt, die auf Treu und Glauben geschlossene Wette zu meinen Ungunsten entschieden haben. Die dem Opfer der Intrigue, also dem Oberingenieur Dr. Weseenheim, geschickt in die Hände gespielten gefühlbuseligen Verse können, falls eine gewisse Inklination zu solchen Unüberlegtheiten, wie Verlobungen es bekanntlich immer sind, überhaupt schon vorhanden ist . . .“

„Hört! Hört!“ fiel da Frau Elise ein. Und „Frau Amtsrichter Hagendorf, ich muß Sie zur Ruhe verweisen!“ so erhob nun der Wortführende um so lauter seine Stimme. „Also diese Verse können auch hier den Mann in seiner kaltsblütigen Vernunft wesentlich mit beeinflusst haben. Als einzige mildernde Umstände zu Gunsten meiner Kontrahentin könnte wohl nur die für ihre Freundin bekundete gute Absicht in betreff einer Eheschließung gelten, im übrigen aber . . .“

Jedoch das schneidige Plaidoyer kam nicht zu Ende, denn Frau Elise versiegelte dem Herrn Amtsrichter jetzt nachdrücklich den Mund und rief dann, noch ganz atemlos, dazwischen:

„Du, Hans, kannst überhaupt hier nicht plädieren, bist ja verheiratet, nein, gar verheiratet mit der Inkluspatin! Aber — was die Reise anbetrifft — bis nach Bergen geht es mindestens hinaus!“

■

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Gühnerangen.

Der Hauseigentümer Bernhard Friese ist angeklagt worden, die Telefonistin Frä. M. durch das Telefon belästigt zu haben. Der Angeklagte, ein untergeordneter Herr Anfangs der 60er Jahre, tritt in den Gerichtssaal sich nach allen Seiten mit einem fräuleichen „Morjen, morjen“, verbeugend.

Ungekl.: Herr Gerichtsrath. Sie ha'm mir hierherkommen lassen von weien die volligte Telefongeschichte, aber Herr Gerichtsrath, wat zu ville is, det is zu ville. Ubrigens, wenn der'n Wäberungsimmb sind solle, dat id mein Telefon schonst lange en Nagel jehängt habe, oder ville mehr, von Nagel runtergerissen habe, denn bitte id mir dat anzurechnen, indem id nu

Sott sei Dank von die Jung von Sott verlassene Darselstippe
jünglich befreit von.

Nichter: Sie gestehen also zu, die Telefonistin beleidigt zu haben, eine junge Dame, die doch an und für sich einen schweren Versuch zu erfüllen hat?

Angell.: Wissen Sie, Herr Richter, das ist um ihre Sache, das kann Mensch möglich sein, aber deswegen ungeschickt, kann ich wol sagen, das mir der Drahtfreilein noch nicht mit Samtpötkeln angesetzt hat?

Richter: Dann erzählen Sie mal ganz kurz den Hergang der Sache.

Angell.: Ich leide an Hiehnervogen, aber nicht zu knapp. Das muß bei mir in't Blut liegen, denn das ist am Ende zu enge Striebsen drange, das ist nicht an dem, weil ich doch nu schon in die Jahre bin, wo einer nicht mehr mit der Eitelkeit behaftet ist. Man' Dach hält ich et nicht aus vor Druck ich konnte kein' Tag nich ruessen, et war mir, als ob se meine sämtliche Behen mang de Dammfchraube folterten: um in mein' Epsternz hingle ich an't Telefon, um mein' Hiehnervogen-Bratör anzuklingeln. Mit's Ant war ich noch gleich verbunden, aber nu jing der los, der Unklide.

Ich höre: „Naisen.“

Ich rufe, et meldet sich der Messingtheater. Was sollte ich wol in meine Schmerzen mit's Theater. Ich Klingele wiesend ab. Klingele wieder an um sage der Freilein von Ant, se hätte wol vastoppte Ehren, ich will mit mein Hiehnervogen-Doktor verbunden sein, — sage wieder de Mannen um bin nu verbunden mit de „Arbeitsstätte der arbeitslose Familienväter um Familienmütter.“ Dabei lebe ich in kinderlose Ehe. Nu jing ich der zweite Mal ob, ich konnte kaum noch stehen, so drückten mir de Hiehnervogen. Ich Klingele aber doch der dritte Male an, um wie ich wieder dieselbe Stimme von der nämliche Freilein höre, da frage ich ihr, ob se den jang daw wäre, mir ärmer mit 'ne falsche Nummer zu verbunden? Un se möchte jefälligst 'n bißchen ihre Löffel aufknöpfen um mich mit Liebesgedanken an'n Apparat hantieren. Also ich solange nu zu't dritte Mal die Nummer von mein Hiehnervogen-Bratör um nu melket sich: Der Beerbidungsanstalt um Sauchfabrik. „Sott sei Dank“, ruf ich durch, „so weit bin ich ja nach mich, an de Hiehnervoge werde ich ja wol nicht sterben!“ Klingele aber gleich wieder an und nu hat der Telefonfreilein aber Bescheid gestochen. Ich jeh: also zu: „Düßliche Beschöpf jesaacht zu ha'n, beschleichen hat se for Dalldorf reis erklärt um beschleichen hat ihr mit 'ne „dumme Jans“ wäslchen, — beschleichen —

Nichter: Das ist schon gerade genug.

Der Angeklagte wird zu 15 A. Geldstrafe verurteilt.

Angell.: Et skrant, ich hätte nicht so schimpfen sollen, aber Herr Richter, wenn Sie heute die Hiehnervogen hätten, die ich damals gehabt habe, dann hätten Se mir mit's Doppelte rinjeseht.

Die Wahrheit über Wagner.

Abg. Gröbös im ungarischen Abgeordnetenhaus: „In der königlich-ungarischen Oper besteht ein wahnsinniger Wagner-Kultus, ein Kultus einer Musik, die uns fremd ist, die eine pathologische Verirrung ist und nirgends als eben in Deutschland eine Pflege finden konnte.“

Ferrudtes Wagner! Wir sind pathologisch!

Ferrudt wie ganzes schwabisches Musik.

Gor nig von Dand verflühtes hören mag ich.

Is nig wie dumme? Jang ein jeder Stid.

Hob ich gesehen „Siegmund“. — Daß ich lache!

Bei dieses Deun ich nimmol schlafen kann.

Singt mitten in der Stid sogar ein Droe.

Ferrudt! Als ob sich Droe singen kann!

Und in „Walliere“ liegt sich Weib in Jaiet,

Wang mitten drin und schloß dabei vergnügt,

Und thut sich nig verbrennen ungehört,

Nann sie auch mitten in das Jaiet liegt.

Nach „Bliggend Holländer“ gesch ich hobe,

Ichon Titel von ferrudter Stid gemegt.

Wah doch in Ungorn jedes kaines Knobe,

Es gibt sich gor nig Holländer, was fliegt.

Und dieser Jang wagt man uns vorzuspielen,

Was widerspricht ungerisches Kultur!

Elawob und Musik? — Ein Wah! Am Gotteswillen!

Wahschaites Musik mocht sich Ungor nur.

Mos Munnert Ungor, dunnes, daisches Marr da?

Ferrudtes Wagner thut nur Ungor laid.

Jigener Knecht spielt im Roffe Czara,

Is archeres Genuß als ganz Wagnerith.

(Jugend).

Russisches.

Des Jaren Sohn, ein Wiedling
Trägt jetzt schon große Würden,
Sein Vater hat ihm aufgedacht
Ein ganzes Bündel Würden.
Daß er Kosakenhaim war,
Dies paßt, das muß man sagen,
Von Japan wird jetzt her Kosak
Ganz windabweich geschlagen!

Von markhem Garde-Regiment
Ist Chef er schon gew'rd'n,
Und er erhielt dazu auch noch
Schon manchen hohen Orden.
Für Garde paßt er ja ganz gut,
Wird er auch noch getragen,
Dann er wie 'n Garde-utman' doch
Schon „Neh“ sehr schneidig sagen!

Man - Man.



Die drei Excellenzen.

Der der Handlung: ein großes Land in Ostafrika, dessen König — schwarz wie Linte — für europäische Einrichtungen eine besondere Vorliebe hat. Wenn das Reich auch noch kein Parlament, keine Schourgerichte und kein Mädchengymnasium besitzt, so besitzt es dafür einen Kriegsminister, einen Justizminister und vier oder fünf andere Minister, die im Zylinder und in Anichosen, aber ohne Schuhe und Strümpfe durch die Straßen der Residenz wandern. Vor einiger Zeit nun gab, wie wir im Mailänder „Secolo“ lesen, der König dieses glücklichen Landes einen Ball, zu dem auch die im Lande lebenden Ausländer Einladungen erhalten hatten. Während man sich mit Lust und Eifer dem Vergnügen des Abends hingab, bemerkte einer der Gäste, daß seine goldene Uhr verschluckt worden war. Er näherte sich dem Kriegsminister, mit dem er persönlich befreundet war, da er ihn einmal einen Zigarrenstummel geschenkt hatte, und sagte zu ihm:

„Die Dame hat mir die Uhr gestohlen!“

„Nicht möglich!“ erwiderte die schwarze Excellenz, die die nackten Hüften mit einem Kavalleriefabel geschmückt hatte — „wen hast Du denn im Verdacht?“

„Den Kerl dort!“

„Verschudt! Das ist ja der Justizminister. Wer wart' mal einen Augenblick.“

Der Kriegsminister entfernte sich und sprach eifrig auf einen anderen schwarzen Burtschen ein, der melancholisch in einer Ecke saß und Nusch durch die Nase blies. Einige Minuten später kam der Minister zurück und gab seinem Freunde die gestohlene Uhr.

„Hier ist sie wieder“ — sagte er — „bist Du nun zufrieden?“

„Aber sehr! Hat sie denn der Justizminister gütwillig heraus gegeben?“

„Was Du Dir denkst! Er weiß noch nicht einmal, daß wir sie wieder haben. Ich habe einfach den Minister des Äußeren beauftragt, sie ihm heimlich wieder wegzunehmen und, Du siehst, er hat seine Sache gut gemacht!“

Ein praktischer Arzt.

Der Doktor Meier erhält ohne vorausgegangene Bestellung von einem Zigarrenhause eines Tages einen Posten Zigarren laut beigefügter Rechnung zum Gesamtpreise von 15 A. zugeführt, mit der Bemerkung, daß diese ganz vorzüglich seien. Eine Probe bestätigte dies. Hieraus geht von dem Doktor an die Filma folgendes Schreiben ab: „Ich anpfing von Ihnen 150 Stück unbestellte Zigarren zum Preise von 15 A. Als Gegenleistung übersende ich Ihnen beiliegende fünf Recepte a 3 A. = 15 A. Sie sind zwar ebenfalls nicht bestellt, aber auch sehr gut. Hochachtungsvoll Dr. Meier, prakt. Arzt.“

Unliebamer Erfolg.

Tipfentmeister (der umfangreiche Ofen-Reparaturen ausführt zum Hausbesitzer): „Nun, ziehen die Ofen, Herr Tippler?“

Tippler: „Die Ofen nicht — aber die Meier.“

Vorschlag zur Güte.

Fremder: „Ich wollte mir einen Bahn ziehen lassen!“

Dorfbauer (verlegen): „So, das könnt' ich schon machen, aber wollen Se nicht lieber die Haare schneiden lassen?“

A. „Nun Herr Sportskollege, damit vertreiben Sie sich denn jetzt so die Zeit; hier in Berlin kann man sich doch auch nicht immer verdrücken?“

B.: „Ach, jahre jeden Nachmittag so'n bißchen nach Neapel.“

Gemüthlich.

Passagier (enttäuscht): „Da fährt der Zug gerade um die Ecke!“

Stationsvorsteher: „Na, Sie können von Glück sagen, daß er zehn Minuten Verspätung hatte — sonst wär' er schon viel länger fort!“

Aus der Instruktionsstunde.

Unteroffizier: „Edmund, warum muß der Gewehrlauf 76 Zentimeter lang sein?“

Edmund: „Schweigt — — —“

Unteroffizier: „Natürlich wieder verschwiegt passen Sie auf: aus zwei Gründen: 1. Warum auch nicht? 2. Weil dann die vorschrittsmäßige Länge hat.“

Immer korrekt.

Frau (zum Briefträger): „Herr Meier ist gestorben, seine Leiche ist gestern nach Gotha überführt worden.“

Briefträger: „Schön! (Schreibt auf den Brief): Adressat ist nach Gotha verzogen.“

Zoologie.

Lehrer: „Was weißt Du mir vom Hummer zu sagen?“

Karlchen: „Er ernährt sich von kleinen Fischen und hat zwei Eheeren.“

Lehrer: „Wozu hat er wohl die Eheeren?“

Karlchen: „Damit er die Blachbüchsen aufstiegt, worin die Sardinen herumschwimmen.“

Aus dem Examen.

Examinator: „Sagen Sie, Herr Kandidat, was ist Rief-brauch?“

Kandidat: „Daß man „Prosit“ sagt, Herr Professor.“

Aus der Erfahrung.

Chas (zu seinem Kandidaten): „Im Rock fehlen einige Knöpfe! Die Schuhe sind nicht gepuht! Sie kommen ja ins Bureau, als ob Sie schon verheiratet wären!“

Gräßlich.

Robett Krätzwitz: „Eheentlich! Placiert bis auf Knochen!“

Robett Krätzwitz: „Was ist denn los?“

Robett Krätzwitz: „Passiert mir da nautlich todelloser Witz, ich sende ihn an Witzblatt, Redaktion nimmt ihn an und druckt ihn ab — unter Kinderarmut!“

Ursache und Wirkung.

„Sag, warum hast Du denn eigentlich das Automobilhofen so plötzlich aufgegeben?“

„Ich weiß Du, jeden Tag Geflügel zu Tisch, das soll der Teufel aushalten!“

Diskrete Frage.

Er: „Heute habe ich gleich zwei Hasen geschossen!“

Sie: „So — — sind sie da billiger?“

Unberührt.

Tourist (zum Bergführer): „Ich finde hier weder das Gebirge selbst, noch die Aussicht großartig, und Sie sagten doch, eine Besteigung dieser Spitze sei sehr lohnend?“

Bergführer: „Ist sie auch für mich! Die Zährertage für diese Spitze beträgt nämlich 20 A!“

Schlagfertig.

Prinzpol: „Wenn ich Ihnen für jeden Fehler, den Sie machen, nur 10 A von Ihrem Gehalt abziehen wollte, da würde nicht viel übrig bleiben!“

Kontorist: „Bei dem Gehalt allerdings!“

Der Gipsel.

Hausknecht (morgens die Schuhe und Kleider der Fremden einsammelnd): „Die Leute werden immer anspruchsvoller; jetzt legt der alte Herr sogar sein Gebiß zum Putzen vor die Thür!“

Logik.

„Wieviel verdienst Du denn jetzt eigentlich?“

„Na, so dreihundert Mark pro Monat.“

„Und da sparst Du gar nichts?“

„Sparen? — Wenn ich's sparen wollte, bräuhete ich's doch nicht erst zu verdienen.“

Schmeicheilhafte Auslegung.

Der Baron erzählt, er habe in Afrika auf die Löwenjagd riesiges Glück gehabt.

„So? Wahrscheinlich will er damit sagen, daß er keinen Löwen begegnet ist.“

Moderne Versicherung.

Wahrschaff, Fräulein Gonth, Sie können's mir glauben: Sie sehen, lieben und des Automobil zum Zukunftsbeurteilung saufen, war eins.“

Im Stills.

Sage Ihnen, Herr Kommerad, Werner Oberland einfach: jrohartig!“

„Haben wohl auch der Jungfrau Visite gemacht?“

„Näch ganz oben gewesen, leider Zeit zu kurz, nur so an die Fußsohlen jefigalt!“

Humor des Auslandes.

„Wie dumm doch die Männer sind!“ ruft das ältliche Fräulein Eulalia, als sie die Verunmählungsanzeige ihrer dritten „besten Freundin“ erhält.

„Wie?“ fragt prägnant das Familien-einfant terrible, „Du bist ja noch lebzig!“

Zu viel Ehr.

Konfirer beschreiben atwährend: „Wie, der Herr Baron wollen mir eigenhändig herausschmeißen? — — Das kann ich unmöglich annehmen!“

Falscher Verdacht.

Baron (zum stellesuchernden Diener): „Ich möchte Sie schon nehmen, aber da Sie eine rothe Nase haben fürchte ich, daß Sie ein starker Trinker sind?“

Diener: „Herr Baron, die habe ich mir tatsächlich erfroren!“

Baron: „Bei welcher Gelegenheit denn?“

Diener: „Ich hatte ein einzigemal einen Edwips; da fiel ich mit der Nase in einen mit Eis gefüllten Sektstübel und bin darüber — eingeschlafen.“

Gendarmerieanzeige.

Der angezeigte Thryphonius Brat! hat keine ordentliche Beschäftigung, ist in allen Wirtschaften herumtun und spielt; man weiß nicht recht, woron er eigentlich lebt. Derselbe könnte daher beinahe ein Individuum genannt werden.

Individuell.

„Ich möchte Ihnen ein Mädchen, Herr Goldklang, aber sie ist weder schön noch lebzig noch musikalisch, jedoch hat sie Geld, viel Geld!“

„Gott, was für ein schönes gebildetes musikalisches Mädchen!“

Ein Vorzug.

Wag der Jungkassenstand seine Vorzüge haben; die selige Empfindung, ein Strohwittwer zu sein, ernt er niemals kennen. —

Ein Gourmand.

Zeuge: „Der Angeklagte hat mich einen Hammel geheissen!“

Richter: „Na, Hammel mit Bohnen ist doch nicht so übel!“

Vorsichtig.

A.: „Warum gratulieren Sie Herrn Legationsroth nicht zu seiner Verheirathung?“

B.: „Ich kann das nicht recht; ich kenne seine Frau nicht!“

A.: „Dann sollten Sie ihr gratulieren!“

B.: „Das kann ich als ehrlicher Mann erst recht nicht, denn ich kenne ihn!“

Unervarieter Erfolg.

„Nun Herr Federl, hat Ihr neues Buch „Die Seelen-Energie des Weibes Erfolg gehabt?“

„Freilich! Meine Frau hat's mir gleich an den Kopf geworfen!“

Gemüthlich.

Bauer (einer Nachfahrerin nachlaufend), die er eben hat stürzen sehen: „Entschuldigen Sie, Fräulein, gehören Sie vielleicht zu der Wunde hier?“

Uebertrieben.

Hausherr: „Wie Sie wollen wirklich fortgehen?“

Diener: „Ja, die gnädige Frau hat mich „Töpel“, „Lump“ und „Diab“ geschimpft — — Das lassen Sie sich ja nicht mal gefallen.“

Eister Gebauke.

Doime: „Wie sieht der Himmel heute aus?“

Marie: „Ach, Gott, Madam, jöttlich — wie lauter Drakonersch.“

Fürorglich.

„Aber Karoline, was muß ich sehen? Sie haben ja einen Soldaten bei sich? Als Sie den Dienst antraten, gaben Sie mir doch die feste Versicherung, daß Sie kein militärisches Verhältniß hätten, daß Ihr Ehraz Reservist sei?“

„Det stimmt auch ganz genau, inab'ge Frau! Wat me'n Bräutigam, der Friße, is, der mir heirathen dahn will, der is ooch Reserviste. Der hier, det is bloß mein — Reservemann.“

Kritik.

Einheimischer (im Hochgebirge): „Nun, Kommerad, was sagen Sie denn zu unsern Brocken?“

Leutnant: „Gott, ist eben'n Zehrigsbrocken.“

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt Emil V o m m e r t in Wiesbaden. Verantwortlich für die Redaktion: Chefredakteur M o r i z S c h ä f e r, Wiesbaden.